

Der Schwan von Pesaro.

I. Die Fahrt nach Reggio.

Als der berühmte Komponist des „Tell“ einmal von Ancona nach Reggio reiste, hatte er zu dieser Fahrt eine recht gewöhnliche Lohnkutsche gemiethet. Nachdem er bereits die erstere Stadt im Rücken hatte und sich auf der eben nicht sehr gut gepflegten Chaussee im Freien befand, begann er:

„Nun, fahre zu, Schwager, daß wir bald nach Reggio kommen, damit uns unterwegs nicht das Dunkel der Nacht ereilt.“

„Geht nicht, junger Herr,“ murmelte ihm dieser von seinem Sitze entgegen. „Müssen die Pferde anfänglich noch etwas schonen.“

„Nun, wie Du willst,“ gab sich Rossini zufrieden. „Aber so blase, um uns die Zeit etwas zu verkürzen, ein Stückchen auf Deinem Posthorn.“

Der Betturino that dies, und Rossini verbiß heldenmüthig den Schmerz, welchen ihm die schrillen Töne des Hornes in seinen Ohren zugefügt hatten. Aber desungeachtet begann er nun wieder, als die Musik zu Ende war:

„Oh! ganz passabel, nicht übel, mein Freund. Wenn Du nur noch einige kleine Fortschritte machst, so wirst Du gar bald den Ruf eines ausgezeichneten Postillons erlangen, und die Reisenden auf das Angenehmste unterhalten, ja entzücken!“

„Sehr verbunden, mein Herr,“ erwiderte der Schwager, welcher sich durch das Lob sehr geschmeichelt fühlte.

„Sie verstehen wol auch Etwas von der Kunst, welche wir Postillons jederzeit so eifrig betreiben?“

„In Deinem eigentlichen Fache war ich zwar noch niemals aktiv,“ antwortete der in der Kutsche verschmigt; „aber ich bin in dieser Beziehung ein Kunstverwandter von Dir. Ich bin Musikmeister und reise nach Reggio, um mich dort in einem Konzerte zu produzieren.“

„Das wäre! — Nun, was bläst denn der Herr für ein Instrument?“

„Ich bin Sänger und spiele auch ein wenig die Harfe.“

„Ei, das ist ja schön! — Da dürfte ich Sie wol bitten, auch einmal eine kleine Probe Ihrer Geschicklichkeit im Gesange abzulegen?“

„Recht gern. — So höre!“

Und nun sang der Passagier in der Lohnkutsche einige auf- und abwärts schreitende Nouladen, wie man gewöhnlich zu thun pflegt, um die

Stimme zu probiren; worauf der Postillon sich überrascht nach hinten wandte und fortfuhr:

„Das war gut und schön gemacht, und wenn der Herr auch nicht das Posthorn blasen kann, so versteht er doch zu singen, wie ich merke.“

„So, meinst Du?“ ließ sich Rossini aus dem Hintergrund der Kutsche mit einem leichten Kopfnicken und schalkhaften Lächeln vernehmen. „Da nun aber meine erste Probe so gut abgelaufen ist, so will ich Dir, zum Dank für Deine meisterhafte Leistung auf dem Posthorn, auch noch eine kleine Canzonette zum Besten geben.“

Um diesem Versprechen sogleich den gehörigen Nachdruck zu verschaffen, setzte sich der gut gelaunte Komponist des „Tancred“ ein wenig zurecht, holte tief Athem und begann eine improvisirte herrliche Melodie zu einem bekannten Gedichte zu singen, worauf der Schwager auf dem Bocke gewaltig die Ohren spitzte und fast vergaß, die Zügel seiner Rosse zu brauchen, welche zuletzt einen immer langsameren Schritt annahmen, gleichsam als wollten auch sie den Tönen des Orpheus in der Kutsche ein wenig lauschen.

„Corpo di Christo!“ rief der von diesem Lied Entzückte aus. „Das war schön gesungen, Herr! so schön, daß es mich vom Herzen bis zu den Fußzehen hinab gepackt hat. Aber“, so fuhr er nach einigem Besinnen fort, „können Sie mir nicht sagen, wer die herrliche Melodie des Liedes, das Sie soeben sangen, gemacht hat? Rührt sie vielleicht von dem berühmten Maestro Rossini her, welcher noch ein ganz blutjunger Mensch, aber dennoch sehr geschickt sein soll?“

„O, schweigen wir von diesem, Schwager!“ antwortete der Pseudo-Musikmeister, wie entsetzt. „Der ist nicht im Stande, einen Gassenhauer der erbärmlichsten Art, geschweige ein so schönes Lied zu komponiren. Desto besser versteht er es aber, viel von sich reden zu machen und die tollsten Streiche auszuüben. Gelüstet's Dich aber, auch einmal ein Pröbchen von der Musik dieses armen Wichtes zu vernehmen, so höre einige Lieder aus seiner miserabeln Oper „Tancred“, von welcher Du gewiß auch schon Etwas gehört haben wirst.“

„O ja! — Man sagte mir aber, daß ganz Venedig und Mailand von dieser Oper entzückt seien, und meine Schwester, welche Rossini erst vor Kurzem in Bologna gesehen haben will, erzählte mir, daß der Komponist auch ein bildschöner, junger Mann sei.“

Nun begann Rossini, auf einige der bekanntesten Texte des Rossinischen „Tancred“ die abscheulichsten und ohrenzerreißendsten Melodien zu singen, und dabei bald wie eine Katze zu miauen, bald wie ein Hahn zu krähen, so daß zuletzt, bei der ohnehin hereinbrechenden Abenddämmerung, unsern

griechen Schöpfung
von der Welt
verwundert zu kommen
Sohn Kugel, in d
er Lohse, ungelau

2.
Herr Rossini

von dem Meie von M
wird, für einen gerr
haben, der dem Top
ist nicht, den Liebend
Rossini auch sich des
in einem Dutzend
einer Behandlung
ist es mir frei, alle
schreiben und durch
von Wien aus, welch
Beschreibung 1812 für
opernreiferen ausfüh

Als er nämlich die
ist auch die Gehung -
nicht waren, ging er r
Beschreibung des Wer
e Cantata zu verstell
nicht magte, und die
gelog werden konnten.

Was bedeut sich nun
kühn, welches aus
in herabgemitt war, un
Wagner der Operette
nicht, welches der Schelm
in dem Augen nach einem
ihnen Weiden schlagen
schien vor der Verfallung
jet lag in dem Saale
schick und oft: Ich, Herr

gepöppelten Schwager ein unwillkürliches Grausen besiel. Er peitschte deshalb mit aller Macht auf seine elenden Klappen ganz entsetzlich los, wodurch der unvergleichliche Maestro noch obendrein den Vorthheil gewann, recht schnell vorwärts zu kommen, und bald in der schon überall mit Lichtern besetzten Stadt Reggio, in den weichen Kissen der Kutsche liegend und fast berstend vor Lachen, anzulangen.

2. Rossini und die Theaterunternehmer.

Bevor Rossini nach Mailand ging, wurde er durch den Impresario von San Mose von Neuem nach Venedig berufen. Dieser war nicht zufrieden damit, für einen geringfügigen Gehalt einen jungen, genialen Tonsetzer zu haben, der dem Theater einen glänzenden Ruf verschaffte — er entblödete sich nicht, den liebenswürdigen, armen Musiker geringschätzend zu behandeln. Rossini nahm sich deshalb vor, diesen Großsprecher dafür zu bestrafen und ihm einen Denktzettel zu geben, der ihm für die Folge die Lust zu einer dergleichen Behandlung benehmen würde. Er dachte nämlich: als Komponist steht es mir frei, Alles, was mir durch den Kopf geht, ungehindert niederzuschreiben und durch das Orchester ausführen zu lassen, und sann sich nun einen Plan aus, welchen er in der neuen Oper „La sala di seta“, die er im Frühling 1812 für jenen übermüthigen Theater-Unternehmer schrieb, folgendermaßen ausführte.

Als er nämlich die Musik zu dieser Oper vollständig beendet hatte, und auch die Gesang- und Orchesterstimmen aus der Partitur abgeschrieben worden waren, ging er ruhig und ohne irgend einen Verdacht zu erregen an die Einfudrirung des Werkes selbst, schob aber geflüstert das Komponiren der Ouverture zu derselben so weit hinaus, daß sie ohne Probe ausgeführt werden mußte, und die Orchesterstimmen erst am Abend der Vorstellung aufgelegt werden konnten.

Man denke sich nun das Staunen und den Unwillen eines zahlreichen Publikums, welches aus allen Quartieren Venedigs und sogar von Terraforna herbeigeilt war, um die Oper des jungen Maestro zu hören, als es im Allegro der Ouverture mit Einemmale klipp — klapp! klipp — klapp! erkante, welches der Schelm dadurch bewerkstelligen ließ, daß die Violinpieler mit ihren Bogen nach einem jeden Takte an die hinter den Lichtern stehenden blechernen Blenden schlagen mußten. Das Publikum, welches schon mehrere Stunden vor der Vorstellung die Thüren belagert hatte, und dann auch noch eine Zeit lang in dem Saale warten mußte, glaubte sich dadurch persönlich beleidigt und pfiß, schrie, lärmte und tobte.

Rossini, weit entfernt, darüber bestürzt zu sein, ließ indessen seine Violinspieler immer rüstig, streng nach dem Takte und im steigenden crescendo bis zum Schlusse der Ouverture die blechernen Blenden bearbeiten.

Als die ganze Oper zu Ende war, in welcher Rossini durch seine schönen Melodien die Gunst des Publikums von Neuem gewann, und als auch der wahre Beweggrund zu diesem muthwilligen Beginnen des Komponisten sich wie ein Lauffeuer durch den ganzen Saal verbreitet hatte, trat der Held des Abends schließlich zu seinem Feindiger heran und fragte ihn lachend, was er nun damit gewonnen, daß er ihn so geringschätzend behandelt habe. Dann drehte er sich auf dem Absatze herum, entfernte sich schnellstens und reiste am andern Morgen ohne Abschied nach Mailand ab, wo ihm seine Freunde ein neues Engagement verschafft hatten.

Der Name Rossini war in musikalischen Kreisen schon sehr vortheilhaft bekannt, noch bevor sein „Othello“ das Licht erblickte. Als er um jene Zeit nach Neapel kam, begegnete er dem Theater-Unternehmer Barbina, der über diese Begegnung hoch erfreut war.

„Wein lieber Freund,“ sagt dieser zum Komponisten, „ich habe Dir drei Vorschläge zu machen.“

„Ich höre,“ erwiderte lächelnd Rossini mit seinem bekannten feinen Lächeln.

„Vor Allem biete ich Dir mein Hotel für Dich und Deine Leute an.“

„Angenommen.“

„Dann stelle ich Dir meine Küche und meinen Keller für Dich und Deine Freunde zur Verfügung.“

„Auch dieses Anerbieten nehme ich dankend an.“

„Drittens mache ich Dir den Vorschlag, daß Du für mich und mein Theater eine neue Oper schreibst.“

„Halt — diesen Vorschlag nehme ich nicht an.“

„Wie, Du weigerst Dich, für mich zu arbeiten?“

„Für Sie, wie für irgend Jemanden sonst. Ich habe die Musik ganz aufgegeben.“

„Was willst Du denn in Neapel anfangen?“

„Maccaroni essen und Gefrorenes nehmen.“

„Ich werde Dir durch meinen eigenen Zuckerbäcker Eis bereiten lassen, und was die Maccaroni betrifft, sollst Du Dich auch nicht zu beklagen haben.“

„Das ändert freilich die Sache wesentlich.“

„Dafür wirst Du mir doch eine Oper schreiben?“

„Wir werden sehen.“

„Nimm ein, zwei, sechs Monate, oder so viel Zeit Du nur willst.“

„Sagen wir sechs Monate.“

„Abgemacht.“

„Nun aber gehen wir zum Souper.“

Von diesem Tage an stand der Palast Barbias ganz zur Verfügung Rossini's, und der gefeierte Maestro konnte sich im vollsten Sinne des Wortes bei dem Impresario zu Hause fühlen. Er lud alle seine Freunde, ja selbst Bekannte, denen er auf der Gasse begegnete, zum Tische Barbias, wo er mit dem vollendetsten Anstande die Begrüßung der Gäste übernahm. Barbias selbst betrachtete sich nur als einfachen Gast seines Gastes und empfing all' die unbekanntem Leute, die Legterer ihm zuführte, wie seine besten Freunde. Nur gegen Ende der Mahlzeit, beim Dessert, zwischen dem Obst und dem Käse, wagte er mit einem Lächeln im Munde und wie aus Zufall von der Oper zu sprechen, die er sich hatte versprechen lassen, und von dem durchschlagenden Erfolge, der gewiß nicht lange ausbleiben konnte. Doch diese Anspielungen hatten nur zur Folge, daß Barbias von Rossini höflichst erjucht wurde, beim Dessert dieselbe zu meiden.

Indeß verstrichen die Monate, das Libretto war schon längst fertig, und es deutete noch kein Anzeichen darauf hin, daß der Komponist sich ans Werk gemacht hätte. Die Diners wechselten mit häufigen Landpartien ab; Jagd, Fischen, Reiten oder Spazierfahrten waren an der Tagesordnung; von einer Note war aber keine Rede. Barbias hatte oft Wuthanfälle und Nervenerschütterungen über diese Unthätigkeit seines Gastes; bisweilen wandelte ihn eine unwiderstehliche Lust an, ihm eine Scene zu bereiten — doch hielt er sich zurück und schwieg fünf Monate hindurch mit Ergebung, denn Niemand vertraute mehr als er selbst dem Talente und Genie Rossini's.

Am Morgen des ersten Tages des sechsten Monats konnte er nicht länger an sich halten. Er sah ein, daß jetzt keine Zeit mehr zu verlieren sei und daß er auch keine Rücksichten mehr beobachten könne. Er suchte den Meister in seinem Zimmer auf, wo sich unter Beiden folgendes Zwiegespräch entspann:

„Weißt Du, mein Lieber, daß nur noch neunundzwanzig Tage zur bestimmten Zeit fehlen?“

„Zu welcher bestimmten Zeit?“

„Nun, zum 30. Mai.“

„Zum 30. Mai?“

„Hast Du mir nicht eine neue Oper versprochen, die an diesem Tage aufgeführt werden soll?“

„Ah, ich hätte das versprochen?“

„Stelle Dich nicht, als wüßtest Du von nichts! Ich habe gewartet, Deinem Genie und der außerordentlichen Leichtigkeit, mit welcher Du arbeitest, und die Dir Gott beschieden, vertrauend. Jetzt kann ich aber nicht länger warten, und ich muß meine Oper haben!“

„Könnte man nicht eine alte Oper unter einem anderen Titel auführen?“

„Glaubst Du? Und die Sänger, die ich zu dieser neuen Oper engagirt habe?“

„Sie können ihnen eine Entschädigung zahlen.“

„Und das Publikum?“

„Sie können das Theater schließen.“

„Und der König?“

„Sie können ja Ihre Demission einreichen.“

„Das ist Alles sehr richtig, aber nur bis zu einem gewissen Punkt. Wenn mich auch weder Künstler und Publikum noch der König zwingen können, mein Versprechen einzulösen, so müssen Sie wissen, mein Herr, daß ich mein Wort gegeben habe, und Domenico Barbis hat noch nie sein Wort gebrochen!“

„Dann ist es freilich etwas Anderes.“

„Verspricht Du es mir also, morgen mit der Arbeit zu beginnen?“

„Morgen ist es mir unmöglich, ich bin zu einer Landpartie nach Fusaro geladen.“

„Gut,“ sagte Barbis mit verbissener Wuth; „reden wir nicht mehr davon. Ich werde wissen, was ich zu thun habe.“

Und er verließ das Zimmer, ohne noch ein Wort hinzuzufügen.

Abends speiste Rossini mit vorzüglichem Appetit an dem Tische Barbis's und schien die Morgens früh mit diesem gepflogene Unterhaltung ganz und gar vergessen zu haben. Vor dem Schlafengehen schärfte er noch seinem Diener ein, ihn ja zeitig morgens aufzuwecken, und begab sich dann ruhig zu Bette.

Anderen Tags schlug es schon von allen Kirchthurmen Neapels Mittag und der Diener Rossini's war noch nicht zu seinem Herrn hinauf gestiegen. Die Sonne schien in hellen Strahlen ins Zimmer, Rossini erwachte, rieb sich Augen und Stirne und läutete; die Klingelschnur blieb ihm in der Hand.

Er schrie durchs Fenster in den Hofraum hinunter, doch der ganze Palastr war wie ausgestorben.

Er wollte die Thüre öffnen, doch diese war von außen versperrt und widerstand seinen Krastanwendungen.

Er schrie um Hilfe, doch Niemand antwortete ihm.

Es wäre ihm kein anderer Ausweg geblieben, als vom dritten Stock hinunter zu springen. Doch dieser Gedanke kam ihm nicht in den Sinn.

Nach Verlauf einer Stunde steckte Barbina seinen Kopf durch ein Fenster des dritten Stockwerkes hinaus. Rossini hätte nicht übel Lust gehabt, ihm einen Dachziegel an den Kopf zu werfen.

„Wünschen Sie vielleicht Etwas?“ frag dieser dienstfertig.

„Ich will auf der Stelle ausgehen!“

„Bedauere unendlich. Sie können nur ausgehen, wenn Sie mir meine Oper fertig geschrieben haben.“

„Aber das ist ja eine Gewaltthätigkeit!“

„Nennen Sie es, wie Sie wollen, ich brauche meine Oper.“

„Ich werde mich bei den Sängern beklagen.“

„Ich werde ihnen eine Entschädigung zahlen.“

„Ich werde mich beim Publikum beschweren.“

„Ich werde das Theater schließen.“

„Ich werde bis zum König gehen.“

„Ich werde meine Demission einreichen.“

Rossini sah sich mit seinen eigenen Worten gefangen. Er sagte also mit veränderter Stimme:

„Ich nehme das Ganze für das, was es ist, für einen Scherz. Darf ich aber wissen, wann ich meine Freiheit zurück erlangen werde?“

„Wenn ich die letzte Scene der Oper in Händen haben werde.“

„Es ist gut. Schicken Sie heute Abend zu mir um die Ouverture.“

Abends wurde dem Intrepresario ein Notenheft mit der Aufschrift „Ouverture zu Othello“ überbracht.

Der Salon Barbina's war voll musikalischer Celebritäten, als die erste Sendung des Gefangenen eintraf. Man setzte sich gleich ans Piano und entzifferte das neue Werk. Alles war enthusiastisch; Barbina war fast närrisch vor Freude, entriß das Stück den Händen der Bewunderer und schickte es zum Kopisten. Den andern Tag erhielt er ein neues Heft mit der Aufschrift „Erster Akt von Othello“, das er ungelesen zum Kopisten schickte, und nach drei Tagen war die ganze Partitur fertig und abgeschrieben.

Barbina war außer sich vor Freude. Er warf sich stürmisch an den Hals Rossini's und brachte eine Menge aufrichtig gemeinter Entschuldigungen hervor, daß er seinen Gast so hatte behandeln müssen, und bat ihn noch schließlich, den Proben beizuwohnen.

„Ich werde selbst mit den Sängern die Rollen einstudiren,“ erwiderte Rossini.

„Ah, das ist mehr, als ich verlangte. Meine Gegenwart ist dabei gar nicht notwendig; ich werde Dein Meisterwerk nur bei der Generalprobe bewundern. Noch einmal, entschuldige mir die Zwangsmaßregel, die ich ergreifen mußte . . .“

„Kein Wort mehr davon.“

„Also bei der Generalprobe?“

„Ja, bei der Generalprobe.“

Endlich kam der Tag oder vielmehr der Abend der Generalprobe heran. Es war dies ein Tag vor dem 30. Mai, der Barbia so viel Angst bereitet hatte. Die Schauspieler waren auf ihren Plätzen, die Musiker im Orchester, und Rossini saß am Piano.

Wenige Geladene, darunter einige elegante Damen, waren in den Vorderlogen. Barbia ging mit triumphirender Miene auf der Bühne auf und ab und rieb sich vergnügt die Hände.

Man begann die Ouverture, Applausfalven ertönten unter den wenigen Zuhörern.

Rossini erhob sich und dankte.

„Bravo“, rief Barbia; „beginnen wir jetzt den ersten Akt.“

Rossini setzte sich wieder zum Piano, Alles lauschte, der erste Violinist erhob seinen Bogen und spielte noch einmal die Ouverture.

Noch größerer Beifallsturm.

Rossini erhob sich und dankte.

„Bravo! Bravo!“ rief Barbia.

Das Orchester stimmte wieder an und spielte zum dritten Male die Ouverture.

„Das ist Alles sehr schön“, rief Barbia, „aber wir können ja nicht bis morgen hier bleiben. Gehen wir einmal an den ersten Akt.“

Trotz der Einwendungen des Impresario spielte das Orchester die Ouverture fort. Barbia stürzte auf den ersten Violinisten, packte ihn beim Halse und schrie ihm ins Ohr:

„Was Teufel! spielen Sie denn seit einer Stunde immer ein und dasselbe?“

„Wir spielen halt das, was man uns gegeben hat,“ erwiderte der Violinist phlegmatisch.

„Aber so wenden Sie doch das Blatt um!“

„Wir können da lange umwenden — wir haben ja nichts als die Ouverture.“

„Wie, nur die Ouverture?“ rief der Impresario erblickend.

Rossini erhob sich und dankte.

Barbia war in einen Lehnstuhl getaumelt und saß regungslos da. Die Primadonna, der Tenor, Alles drängte sich um ihn. Rossini war untröstlich über den ersten Ausgang seines Scherzes und näherte sich Barbia mit aufrichtiger Besorgniß. Als Barbia ihn erblickte, sprang er wüthend auf und schrie ihm entgegen:

„Aus meinen Augen, Ungeheuer! Ich könnte mich sonst hinreißen lassen . . .“

„Ah was,“ entgegnete ihm Rossini lächelnd, „gibt es denn keine Abhülfe?“

„Abhülfe! Du Ungeheuer! Morgen muß ich die versprochene neue Oper auführen lassen, und heute Abend ist nur erst die Overture fertig!“

„Wie, wenn die Primadonna plötzlich heiser würde?“ sagte ihm Rossini ins Ohr.

„Unmöglich!“ antwortete dieser ebenso; „sie wird sich nicht der Rache des Publikums aussetzen wollen.“

„Wenn Sie sie ein Bißchen bitten möchten?“

„Es wäre unnütz. Du kennst die Colbran nicht.“

„Ich glaubte, Sie ständen auf besserem Fuße mit ihr.“

„Um so weniger wird sie es thun.“

„Wollen Sie mir erlauben, einen Versuch zu machen?“

„Thue, was Du willst, ich aber sage Dir, es ist verlorene Mühe.“

„Wer weiß.“

Den andern Tag waren an allen Straßenecken Zettel angeschlagen, nach welchen dem Publikum angezeigt wurde, daß die erste Aufführung der Oper „Dihello“ in Folge Unwohlseins der Primadonna auf acht Tage verschoben ward.

Acht Tage nachher führte man „Dihello“ auf.

Als Rossini in Neapel weilte, empfing er von dem Impresario des San Benedetto-Theaters ein Textbuch: „Odoardo e Christina“, das der Komponist in kurzer Zeit gegen ein Honorar von fünfhundert Dukaten in Musik setzen sollte.

Rossini war zu dieser Zeit auch anderweitig so sehr beschäftigt, daß die Arbeit nur langsam von Statten ging. Um den ihn beständig drängelnden Impresario zu Venedig jedoch zufrieden zu stellen, unterließ er nicht, demselben von Zeit zu Zeit einige einzelne Nummern dieser Oper zu übersenden, deren Worte aber stets von denen, welche man ihm überliefert hatte, etwas verschieden waren. Endlich kam das ganze Werk zu Stande, und vierzehn Tage vor der ersten Vorstellung reiste auch der Maestro nach Venedig ab.

Die Oper wird gegeben und vom Publikum mit großer Begeisterung aufgenommen. Unglücklicher Weise befindet sich aber auch ein Kaufmann aus Neapel in dem Parterre, welcher ganz gemüthlich viele Gefänge der Oper leise mitsingt, ja, seinen stannenden Nachbarn schon im Voraus mancherlei darin Vorkommendes zum Besten giebt. Befragt, wie dies möglich sei, antwortete der Kaufmann:

„Oh, diese Musik ist aus „Ricciardo und Zoraide“ und „Ermione“, welche wir schon vor sechs Monaten in Neapel gehört haben; es ist mir nur nicht recht begreiflich, warum man den Titel verändert hat. Aus der schönsten Melodie des Duetts in „Ricciardo“: „Oh nati in ver noi siamo“, hat Rossini eine Cavatine in Cure Oper gedrehselt und nicht einmal die Worte verändert.“

In den Zwischenakten verbreitete sich diese Neuigkeit so schnell, daß sie am selben Abend in den verschiedenen Kaffeehäusern bekannt wurde, wo viele Musikdilettanten ihre Bewunderung über die so sehr gelungene Musik ansprachen. Man nahm jedoch den Diebstahl, welchen Rossini an sich selbst begangen hatte, nicht unwillig auf, da die Oper gefallen hatte. Der ebenfalls in einem solchen Kaffeehause anwesende Dichter Ancillo verfaßte sogar auf der Stelle ein scherzhaftes Sonett über das Mißgeschick Benedigs. Unter dessen suchte aber auch der Impresario den Komponisten Rossini in allen Winkeln der Stadt und als er endlich dessen habhaft geworden war, machte er ihm die bittersten Vorwürfe über den ihm gespielten Streich.

„Ich habe Ihnen ein Honorar von fünfshundert Dukaten zugesagt“ —

„Ganz richtig“, antwortete Rossini.

„Sie haben sich dagegen bereit erklärt, das Textbuch in Musik zu setzen“ —

„Wie“, erwiderte der Meister mit kaltem Blute, „wie, habe ich nicht das Versprechen gegeben, Ihnen eine Musik zu liefern, welche dem Publikum gefallen sollte?“

„Gewiß, aber —“

„Hat meine Musik angesprochen?“

„Allerdings, aber —“

„Kein Aber, meine Musik hat gefallen und damit gut!“

Der Impresario, den die Musik, welche er eben zum erstenmale gehört hatte, selbst entzückte, vermochte nicht, dagegen irgend Etwas einzuwenden, zahlte das bedungene Honorar von 500 Dukaten, und verzieh dem Manne von Genie großmüthig.



In einer der möglichsten
 des Meisters, nachdem
 er sich mit Zind und
 die ich nicht finden, in
 er keine Bekanten, der
 „Am glücklicher W
 der Mann, Rossini,
 erwidert?“
 „Hör Sie doch die le
 antwortete Rossini
 „Wie ist“ fragte der
 die, weil sich je im Horn
 und diese bezaubert die
 die Menschen machen.“
 1811, Balthasar-Gesamten.



Rossini und der Delikatessenhändler.

3. Die besahlte Aukternskuld.

In einer der mißlichsten Lagen für einen Komponisten raffte sich Rossini eines Morgens, nachdem er eben das Bette verlassen hatte, schnell auf, ergriff Hut und Stock und rannte hinaus auf die Straße. Aber auch hier wollte sich nicht finden, was er suchte: ein Operntext. Da trat dem Meister einer seiner Bekannten, der Dichter Gherardini, in den Weg mit den Worten:

„Nun glücklicher Maestro, wohin des Weges? Was giebt es Neues? Und vor Allem, Maestro, haben wir bald wieder ein neues Werk von Dir zu erwarten?“

„Daß Dir doch die letztere Frage im Halse stecken geblieben wäre, Du Spötter!“ antwortete Rossini übelgelant.

„Wie so?“ fragte der Dichter erstaunt; „erkläre mir und laß mich wissen, was Dich so in Harnisch bringt. Vielleicht kann ich helfen, Dir mit irgend Etwas dienen und Dich somit wieder zu einem zufriedenen und glücklichen Menschen machen.“

Frei, Musikanten = Geschichten.

„Wenn Du das willst,“ erwiderte Rossini, „dann geh' augenblicklich nach Hause, setze Dich hin und schreibe mir einen Operntext, gleichviel von welcher Art, wenn er nur drei Akte hat und einen Abend ausfüllt; denn mir nach einem solchen trage ich schon seit mehreren Tagen Verlangen. Wenn Du mir nicht binnen zweimal vierundzwanzig Stunden ein Textbuch lieferst, komme ich in größte Verlegenheit, so wahr ich Rossini heiße, und so wahr mich eine Austerenschuld drückt, die ich außer Stande bin zu bezahlen.“

„Aha, so steht's, Freund? Nun, da kann geholfen werden. Verlass Dich auf mich!“

Beide setzten ihren Weg weiter fort. Unterwegs erzählte Rossini dem Dichter, daß ihn der Delikatessehändler, bei welchem sie öfters in Gemeinschaft einzutreten pflegten, wegen einer Austerenschuld von 865 Lire vor Gericht belangt habe. Er sähe deshalb keinen andern Ausweg, als zu der Komposition einer neuen Oper zu schreiten, um sich dadurch in den Besitz einer Summe zu bringen, die ihn aus seiner Verlegenheit erretten würde.

Der Dichter hielt Wort. Rossini empfing einen Operntext.

Gerade in dem Augenblicke, wo dieser damit beschäftigt war, den erbärmlichen Text seiner „gazza ladra“ — dessen ganze Handlung sich eigentlich nur um einen gestohlenen Köffel dreht — in Musik zu setzen, wurde plötzlich an der Thür geklopft. Rossini, ärgerlich, in seiner Arbeit gestört zu werden, ließ von innen ein donnerndes „Herein“ erschallen, worauf eine ganz unerwartete Person in Gestalt eines Dieners der Gerechtigkeit mit dem ihm wohlbekannten Delikatessehändler an der Seite eintrat und ihm eine schriftliche Weisung zu sofortiger Einführung in den Schuldenarrest vorwies, wenn er sich — da die gerichtliche Zahlungsfrist bereits abgelauten sei — nicht dazu bequemen wolle, augenblicklich zu bezahlen.

Der Komponist, durch so bewandte Umstände in eine höchst unangenehme Lage versetzt, machte natürlich allerlei Einwendungen und Ausflüchte und bedeutete die unwillkommenen Gäste, daß er in diesem Augenblicke durchaus nicht bei Kasse sei, daß es aber von ihm nur eines Winkes an den Intendanten der Scala bedürfe, ihm für die Oper, an welcher er eben arbeite, die nöthige Summe vorzuschicken.

Die Herren drückten diesem Vorschlag gegenüber ihr Bedauern durch ein mitleidiges Achselzucken aus. Als nun nach vielem Hin- und Herreden die Sache durchaus zu keinem Abschluß gebracht werden konnte, bat endlich der Mann der Austeren und so vieler anderer Leckerereien seinen Begleiter, welcher noch irgend einen geheimen Wunsch auf der Zunge zu haben schien, sich einmal auf einige Augenblicke hinaus zu begeben, da er mit Herrn Rossini zuvor noch ein Wörtchen unter vier Augen zu reden habe.

Der Diener des Gerichts ging hinaus. Als sich nun der Delikatesenhändler mit seinem Schuldner allein befand, unterließ er nicht, denselben zur Erwägung zu geben, wie er erstens so sehr gesehlt, daß er schon seit längerer Zeit sein Lokal förmlich gemieden und auch den übrigen Besuchern dadurch den Genuß seiner so interessanten und liebenswürdigen Unterhaltung entzogen habe; daß er zweitens ihm Unrecht thue, wenn er glaube, daß ihn nur Habsucht nach dem Gelde dazu verleitet habe, die Eintreibung der Schuld selbst so bis aufs Aeußerste fortzusetzen; und daß er sich endlich drittens noch eines großen Verbrechens schuldig gemacht, welches darin bestehe, daß er seine ihm doch recht wohl bekannten und neben der Führung seines Geschäfts mit großer Vorliebe gepflegten poetischen Versuche so gänzlich außer Acht gelassen habe. Er erkläre sich bereit, die Summe von acht-hundertsechszig Lire in seinen Büchern zu streichen, wenn sich der große Maestro Rossini bereitwillig finden lassen wolle, eines seiner Lieder, welches er ihm hiermit einhändige, mit seiner weltberühmten himmlischen Musik der Mit- und Nachwelt zu überliefern.

Diesen würdevoll gesprochenen Worten hatte der anfänglich so arg bedrohte Komponist mit großer Aufmerksamkeit und Spannung zugehört. Als aber nun der Mann der Aulstern ihm auch wirklich ein Blatt entgegenhielt, auf welchem sein Gedicht mit leibhaftigen Federzügen geschrieben stand, da konnte und durfte er ebenfalls nicht versäumen, seinen vermeintlichen Peiniger eines Andern zu belehren. Er versicherte ihn deshalb nicht nur in ebenso eindringlichen als warmen Worten seiner ganzen Hochachtung, sondern pries auch die seither bei ihm genossenen vorzüglichen Aulstern und unverfälschten Weine über alle Maßen. Hierauf nahm er ihm rasch das Gedicht aus der Hand, kritzelte einige Noten auf ein bereitliegendes Papier, setzte sich sodann eiligst an das Klavier und sang ihm eine darauf im Fluge komponirte Melodie vor, über welche sein Zuhörer fast außer sich gerieth, nach der Thür eilte, sie hastig aufriß und dem draußen immer noch harrenden Diener des Gejezes zurief: „Die Schuld ist bezahlt! Er kann nun wieder gehen! und hier empfangt Er auch noch ein Trinkgeld für Seine Bemühung! — Doch was rede ich? Nein, Er soll nicht gehen, sondern hier bleiben! — Und wenn Herr Rossini die Güte haben wird, das Lied noch einmal zu wiederholen, so mag Er näher treten und hören, wie sich nun meine Verse auf den Flügeln dieser herrlichen Musik zum Himmel hinaufschwingen, um dort oben das Lob meines Dichtergenies zu verkünden!“

Der seiner Aulsternschuld nun so leichten Kaufes Entledigte that dies, und der hochbeglückte Dichter hüpfte — dem Ersteren noch seinen besonderen Dank aussprechend — zur Thüre hinaus.

4. Wie schnell Rossini komponirte.

An die Oper „Tancredi“ knüpft sich die bekannte Geschichte von der sogenannten „Reisarie“.

In der Lombardei ist es nämlich Sitte, ein jedes Mittagessen mit einer Schüssel Reis zu beginnen, und da man diesen nur sehr wenig ansgekocht liebt, so wird er in der Regel zehn Minuten vor dem Auftragen der Speisen an das Feuer gesetzt. Rossini hatte nun für das erste Auftreten des Tancredi in dieser Oper eine große Arie komponirt; doch erklärte die sonst ausgezeichnete Sängerin Manalotti kurze Zeit vor der ersten Aufführung, diese Arie nicht singen zu wollen. Man denke sich die Verzweiflung des jungen Maestro. Niedergeschlagen und traurig wanderte er nach seinem Gasthose zurück. Als nun der Koch hier die gewöhnliche Frage an ihn gerichtet hatte: „Soll der Reis zugesetzt werden?“ nahm Rossini ein Blatt Papier zur Hand und komponirte während der Zubereitung desselben seine neue Cantilene: „Di tanti palpiti“ bis zum Schlusse.

Während des sehr kalten Winters des Jahres 1813 hatte Rossini in dem schlechten Zimmer eines Gasthofes zu Venedig sein Lager aufgeschlagen. Er arbeitete damals an seiner Oper „Il siglo per azzardo“ und lag, wie gewöhnlich, eines Morgens wieder im Bette, gerade an der Oper schreibend. Das Blatt Papier entfiel seiner Hand. Unsonst suchten es die Blide des Komponisten; das Blatt war unter das Bett gefallen. Er streckte die Arme aus der Decke hervor, beugte sich aber vergebens darnach, um es zu erfassen. Auch hielt ihn die Kälte im Zimmer davon ab, noch längere Versuche zur Habhaftwerdung des Blattes zu machen; er dachte deshalb: „Lieber will ich das Duett von Neuem schreiben. Nichts ist leichter als dies; ich werde mich schon wieder darauf zu besinnen wissen.“ Aber kein einziger Gedanke wollte sich wieder finden. So brachte er eine Viertelstunde in großer Ungeduld zu. Endlich rief er lachend: „Bin ich doch ein Narr! kann ich nicht ein neues Duett schreiben!“ — Gesagt, gethan! Nachdem der Tonsetzer soeben das zweite Duett vollendet hatte, trat ein Freund zur Thüre herein, den er mit den Worten ansprach:

„Können Sie mir nicht zu einem Duett verhelfen, das unter meinem Bette liegen muß?“

Der Freund erreicht es mit seinem Stocke und giebt es ihm in die Hand. „Jetzt“, fuhr Rossini fort, „will ich Ihnen zwei Duette vorsingen; sagen Sie mir, welches Ihnen am besten gefällt.“

Der Freund gab dem ersten den Vorzug und der Komponist machte auf der Stelle ein Terzett für dieselbe Oper daraus.

In der Oper „Moses in Egypten“ begegnet man einer Preghiera, einem komponirten Gebete. Diese Preghiera befand sich ursprünglich nicht in der Partitur, und der Verfasser des Textbuches, Abbé Andrea Leone Totola, hatte an dieser Stelle nur den bekannnten Durchgang des israelitischen Volkes durch das Rothe Meer angebracht, ohne zu bedenken, daß dies auf der Bühne nicht so leicht darzustellen sein würde. Dem Maschinenisten von San Carlo war solches auch in der That so wenig gelungen, daß bei dieser Deforation das Publikum jedesmal in ein großes Gelächter ausbrach, das Ende der Oper kaum abwartete und zuletzt die Oper nur wegen der so sehr bewunderten Introduction des ersten Actes besuchte.

Da traf es sich einmal, als kurz vor einer solchen Wiederholung Rossini eines Morgens auf seinem Bette saß und dabei vielen Bekannten Audienz ertheilte, daß plötzlich der Abbé Totola athemlos hereintrat und ausrief:

„Maestro! Maestro! ich habe den dritten Akt unseres Buches gerettet.“

„Nun, was Teufel hast Du thun können, mein armer Freund?“ versetzte Rossini; „man wird uns wie gewöhnlich nur auslachen!“

„Maestro, ich habe noch ein Gebet der Hebräer, vor ihrem Durchgang durch das Rothe Meer, angebracht.“

Hierauf zog der Abbé ein Papier aus einer Tasche und überreichte es dem Komponisten; unterließ aber nicht, während der Zeit, in welcher Rossini das auf denselben Geschriebene durchlas, fortwährend zu wiederholen:

„Maestro, dies habe ich in einer Stunde gemacht.“

Rossini sieht ihn scharf ins Gesicht und fragt:

„In einer Stunde? he?“

Der Poet, welcher am ganzen Leibe zu zittern anfang und sich mehr als jemals vor einem argen Späße fürchtete, den Rossini mit ihm machen würde, antwortete mit erzwungenem Lächeln:

„Ja Signor, ja Maestro!“

„Nun gut,“ sagte Rossini; „wenn Sie zum Niederschreiben dieses Gebetes eine volle Stunde gebraucht haben, so will ich die Musik dazu in einer Viertelstunde schreiben.“

Mit diesen Worten erhebt sich Rossini von seinem Lager, setzt sich an den Tisch und komponirt unter der ziemlich lauten und lebhaften Unterhaltung der Anwesenden in der versprochenen Zeit von etwa einer Viertelstunde die Musik zu dem Gebete des Moses.